

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Frage.

Ich fragte: wie haben die Lieder all'
In Deiner Brust nur, o Lerche, Raum?
Wie trägt Du auf Deinem braunen Gezweig
Nur all' die Blüten, o Apfelbaum?

Wie birgst Du in Deinem bescheidenen Kelch,
O Veilchen, nur all' die Düfte lind?
Sie sprachen: wie fasset die Liebe all'
Dein kleines Herz nur, Du Menschenkind?

Richard Leander.

Glück.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In diese Familie wollte Wanda hineinheiraten, denn daß sie sich seine Werbung gefallen lassen mußte, nachdem sie sich in dieser Weise öffentlich mit Heinz gezeigt hatte, das stand fest und Baroness Annie mußte das ebenso genau wie er selbst. Dann war sie ja kompromittiert in den Augen aller alten und jungen Herren der Umgegend, Heinz kompromittierte jedes Mädchen für immer durch die geringste Vertraulichkeit und das Recht der „Jugendfreundschaft“ wurde in diesem Falle nicht anerkannt. Konrad dachte an die kleine Lisa Brückmann, die Tochter des Deichgrafen: ein paar Mal war sie mit Heinz gesehen worden, einmal draußen auf den Dünen — Jahrelang war sie wie eine Verworfene betrachtet worden, bis endlich ein Fremder, mit den Verhältnissen Unbekanntes sie geheiratet und rehabilitiert hatte. Wie würde Frau von Einhaus leiden, wenn sie erführe, wem sie die kleine Tochter anvertrauen solle, so arglos faß sie dort oben und freute sich über den jungen Sellerie zum Käse — ihr Ansehen, auf das sie soviel gab und das durch ihren tapferen Fleiß seit dem Tode des Gatten nur noch gewonnen hatte, es würde ihr beschmückt und vernichtet vorkommen!

Man verkehrte mit diesen Ledewitz, weil sie einmal in der Nähe anständig und als Feinde gefürchtet waren. Aber nicht ein gutes Paar ließ man an ihnen, sobald die „Fische“ den Rücken drehten und mit heimlichem und doch wieder angenehmen Schauder, sich in solcher

Gefahr befunden und sie überstanden zu haben, erzählte man sich, daß der alte Herr wieder in einen häßlichen Prozeß verwickelt oder eine Geldaffäre höchst „mean“ beendet habe, daß der Junge schon wieder da und da ausgetaucht sei; und die Damen, die nach Beschluß der Ehemänner dieses Mal im Unklaren bleiben sollten, da es eine „zu arge Geschichte“ sei, tauschten flüsternd die Details der neuesten Abenteuers so genau aus, daß man über ihre absolute Unklarheit nur staunen konnte! Es giebt Don Juans, um die sich ein gewisser romantischer Zauber breitet, der ihr Thun mit einem Hauch von Ritterlichkeit verflärt und es dadurch entschuldbarer erscheinen läßt. Aber dem frommen Heinz mangelte jener bemäntelnde Zug ganz, er war rücksichtslos und scheute vor keiner Hinterlist und keinem Betrug zurück, vor allem: Der Wein löste ihm die Zunge und gewissenlos und prahlerisch verkündete er seine Siege. Das war seine einzige Dummheit, wie der Vater ihm immer wiederholte, aber es half nichts. Seine Offenherzigkeit war die Strafe, die er sich selbst bereite und unter der er empfindlicher leiden mußte, als wenn er für jede seiner Sünden zur Rechenschaft gezogen worden wäre: man fürchtete ihn nicht nur, man verabscheute ihn und allmählich verschlossen sich ihm die Häuser, in denen man auf Sitte und Moral hielt und mehr auf den Menschen sah, als auf den Namen und den Rock, den er trug.

Nur bei den nächsten Nachbarn hatte der alte Herr von Ledewitz



Schwesterchen friert. Nach dem Gemälde von E. Blume-Siebert.

den Umgang aufrecht erhalten können. Sie luden ihn zwar niemals direkt ein, sie begnügten sich mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen“, wenn man sich auf der Landstraße oder in der Stadt traf, aber er nahm den Gruß wörtlich, erschien stets ungebeten mit dem Sohn an den Tagen, wo er freundschaftliche Zusammenkünfte erfahrene oder „nur vermutet“ hatte und triumphierte im Innern, daß man nicht wagen durfte, ihn anders als mit erfreuten Mienen zu begrüßen. Gelegentlich rebanchierte er sich für die Gaifreundschaft durch kleine Gefälligkeiten, sandte auch wohl ein besonderes schönes Stück Wild, einen Korb Spalierobst oder feines Gemüse und brachte den Damen von der jährlichen Frühlingsreise nach Karlsbad das „Allerneueste“ mit. „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“ und keine seiner Nachbarinnen hätte, trotz der geringen Sympathie für den Geber, ihren Venztribut an schönen Vasen, Gläsern oder Rippes entbehren mögen. Man nahm diese Aufmerksamkeit als eine selbstverständliche Vergeltung hin, denn Herr von Vodewitz war schon lange Witwer und entschuldigte sich zuweilen, daß seine Wirtschaftlerin nur für die eigenen, bescheidenen Ansprüche, doch nicht für die seiner Freunde, für die ihm das Beste nur gerade gut genug sei, sorgen könne. Man ignorierte diese Heuchelei ruhig und er wußte genau, daß die lieben Freunde niemals seiner Einladung gefolgt wären. Neben der allmächtigen Verwalterin lebte in seinem Hause ein hübsches, kleines Mädchen, die dem frommen Heinz ähnlich sehen und die von dem alten Herrn mit den schönsten Dingen von den Reisen bedacht werden sollte — und diese Schwelle betreten, von der die bürgerliche Moral sich scheu zurückgezogen hatte, nein, niemals! Möchte das Schloß innen noch so schön sein und die immer neu komplettierte Ausstattung die Neugier noch so sehr reizen — aber in dem Punkt war man unerbittlich!

Und in diese unklaren, häßlichen Verhältnisse wollte sich die kleine Wanda begeben, topfüber! Aus Liebe? Nein! Aus Trotz, aus Zorn, aus beleidigtem Stolz! Und um wen? Konrads Wangen brannten: er durfte sich nicht hineinmischen, sich nicht verraten, er mußte das Schicksal seinen Lauf nehmen lassen. Sollte er sie aus Feigheit opfern, dieses zarte Kind sich verderben lassen, unthätig zusehen — war es wert, daß sie um seinerwillen starb, einen viel elenderen, grausameren Tod, als den wirklichen, der so oft Erlösung bedeutet — daß sie allmählich vernichtet wurde von diesen rohen Händen, denen nichts heilig war, daß die guten Empfindungen in ihr erstickt wurden? Und wenn sie daran zu Grunde ging, wenn sie starb — aber schlimmer noch, wenn sie leben, wenn ihr armes, kleines Herz, ihr kindlicher Sinn mit hinabgezogen würde in den Sumpf — um seinerwillen! Und wem ein Dasein erwartete sie, die Verwöhnte, im schlingenden Schoß der Familie Aufgewachsene: Thüren und Herzen würde sie verschlossen finden, eine Ausgestoßene, eine Verdrängte würde sie sein!

Was hatte er angerichtet! Aus Eitelkeit das kleine Stück Seele entgegengenommen, das sich noch nicht vor seinen forschenden Blicken verbergen konnte, aus Leichtsinne die roten Lippen geküßt, die sich ihm so scheinbar und doch so geduldig entgegenhielten und sie frecherlich so lange geküßt, bis er wirklich die Leidenschaft erweckt, das Bewußtsein der Liebe wachgerufen hatte. Da stand er nun, er, der sich längst auch über diese Spielerei erhaben dünkte, sah ratlos zu, wohin das kleine Schiff trieb, dem er aus Tollkühnheit Segel aufgesetzt hatte, blieb am Ufer stehen und versuchte nicht, es zu retten. Versuche es nicht! Er sagte sich: „Strecke nur die Hand aus, so hast Du sie geborgen — sage ein Wort und die qualvolle Zukunft verwirklicht sich niemals, die Zukunft, die ihr nur Leid n bringen, die Dich quälen wird, unerbittlich — denn Du bist schuld!“

Ihm war, als habe er ein Todesurteil zu vollziehen, die Hände zitterten ihm und der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Da nahm er sein Sektglas und trank es aus bis auf den letzten Tropfen.

Man erhob sich von Tisch; das „Geseignete Mahlzeit“ rühte ihm in die Ohren, er murmelte es vor sich hin, ohne zu sehen, wem er diesen Wunsch brachte. Da streckte sich eine kleine, weiße Hand gegen ihn aus, mit roten Nägeln und tiefen Grübchen in den Gelenken — wie oft hatte er die Grübchen geküßt, da unten, in dem alten Tannenweg, in der Dämmerstunde, wenn der Häher vom Holz herüberjagte — er sah krampfhaft auf die kleinen Finger, dann öbtigte ein fester Druck ihn, aufzublicken: „Geseignete Mahlzeit, Herr Inspektor, weiter haben wir uns nichts zu sagen, nicht wahr?“ Das klang nicht ganz so fest und spöttisch, wie sie beabsichtigt hatte, noch war sie ja ein Kind, ein thörichtes, kleines Kind, in jeder Lebenskunst unerfahren.

„Ich wußte nichts,“ antwortete er heiser.

Und wie ein Kind, das noch nicht den Effekt bei großen Handlungen entbehren kann, schleuderte sie seine Hand von sich und trat zurück.

Er hatte das Todesurteil vollzogen, er fühlte es. Er war nun frei, aber etwas von dem Schatten, der dem Beruf des willenlosen, nur das Gesetz vollziehenden Henkers anhaftet, fiel schon jetzt auf ihn — und er war nicht nur ein Henker, er hatte gemordet!

Vorgang fehrte er um und ging in das Zimmer des Hausherrn, in dem all die Genüsse, die ein gutes Diner würdig abschließen, bereit standen: Kaffee, Cognak, Liköre, Zigarren — er nahm mechanisch

von allem und ließ sich dann in einen Stuhl fallen, grade Heinz von Vodewitz gegenüber. Dieser war überaus munter und gesprächig, dabei von einer inneren Unruhe befeelt; einmal sah Konrad auf, wie er dem Vater verständnisvoll zunickte — dann blickte er verstohlen auf die Uhr, stand auf, um die Geweihe zu mustern, die auf jaubern, mit Daten versehenen Brettern die Wände verzieren, und plötzlich ging er aus der Thür ins Nebenzimmer, als suche er etwas und besänne sich darauf, es dort gesehen zu haben, dann hörte Konrad, wie er auch jenen Raum verließ.

Nun geschah es, nun war nichts mehr zu ändern! Gottlob, nun konnte er keine Thorheit mehr begehen, zur Reue war es nun zu spät! Gottlob! Was ging ihn auch schließlich Wanda Einhaus an? „Erst ich“ — —

Er setzte sich neben den alten Inspektor und verlor im eifrigen Gespräch über die Torfsireu und ihre Vorzüge jede Erinnerung, jedes Interesse für die Dinge außerhalb des Zimmers.

Sie blieben noch lange neben einander sitzen, als die Herren sich schon zu den Damen zurückbegeben und um eine frische Bowle einen neuen, gemeinamen Kreis gebildet hatte. Endlich erschien Herbert in der Thür und rief erstaunt: „Die beiden sitzen hier noch immer und ahnen nichts von der Tagesneuigkeit! Wanda hat sich mit Herrn von Vodewitz verlobt — er küßt sie schon vor aller Augen! Ich habe einen Schwager bekommen, hurra!“

Der alte Inspektor eilte mit dem glücklichen Bruder davon, Konrad folgte langsam, etwas beklommen; er legte sich ein paar Worte zurecht, er wollte seinen schlechten Eindruck bei den Neuverlobten herberrufen: nur das noch beunruhigte ihn. So gelang es ihm, in kurzer, aber wie es schien von Herzen kommende Rede seine freudige Ueberraschung zu verklären und sehr zufrieden mit sich selbst, wandte er sich nun Frau von Einhaus zu. Aber der gute Baron winkte ihm ab, seine alte Freundin sei zu sehr erschüttert von diesem ganz unerwarteten Ereignis: sie schluchzte noch immer an Frau von Howes Brust und war nicht zu bewegen, das Taschentuch vom Gesicht zu nehmen, trotz aller Trostesimpredtionen. Der alte Herr von Vodewitz stand mit süß-sauren Mienen daneben und versuchte, sich recht würdig und taktvoll zu benehmen: aber daß diese dumme Person ihr Einsehen über die Verlobung so wenig verhehlen würde, das hatte er denn doch nicht gedacht!

„Warte nur,“ sagte er bei sich, „diese Demütigung werde ich Dir gedenken, mein Täubchen.“

„Lassen Sie den Wagen vorsehen,“ entrang es sich endlich den Lippen der geängsteten Mutter, „verzeihen Sie mir, liebe Baronin, aber ich muß fort, ich muß erst zur Besichtigung kommen!“

Das fehlte auch noch! Herr von Vodewitz räusperte sich und flüsterte leise und schmeichelnd: „Aber ich bitte Sie, meine Gnädige! Sie werden das eben errungene Glück der Kinder doch nicht so jäh unterbrechen wollen. Wie könnte man so grausam sein! Können Sie ihnen noch eine Stunde seligen Geplauders — wissen wir nicht alle aus jener köstlichen Zeit, wie viel die Herzen bewegt, was sich nicht alles an kleinen Gerändnissen über die Lippen drängen will? — Denken Sie zurück, meine Gnädige, an jene holden Tage — hätten auch Sie eine ungerechte Verklärung derselben geduldig ertragen?“

„Ach, mein armer Mann, mein lieber Mann — wenn er noch lebte“ — Frau von Einhaus schwieg plötzlich, als fürchtete sie, schon zuviel gesagt zu haben und da niemand ihre Worte abschwächte oder ihr zur Hilfe kam, sammelte sie ihre Kraft, wischte die Thränen fort und reichte Herrn von Vodewitz die Hand.

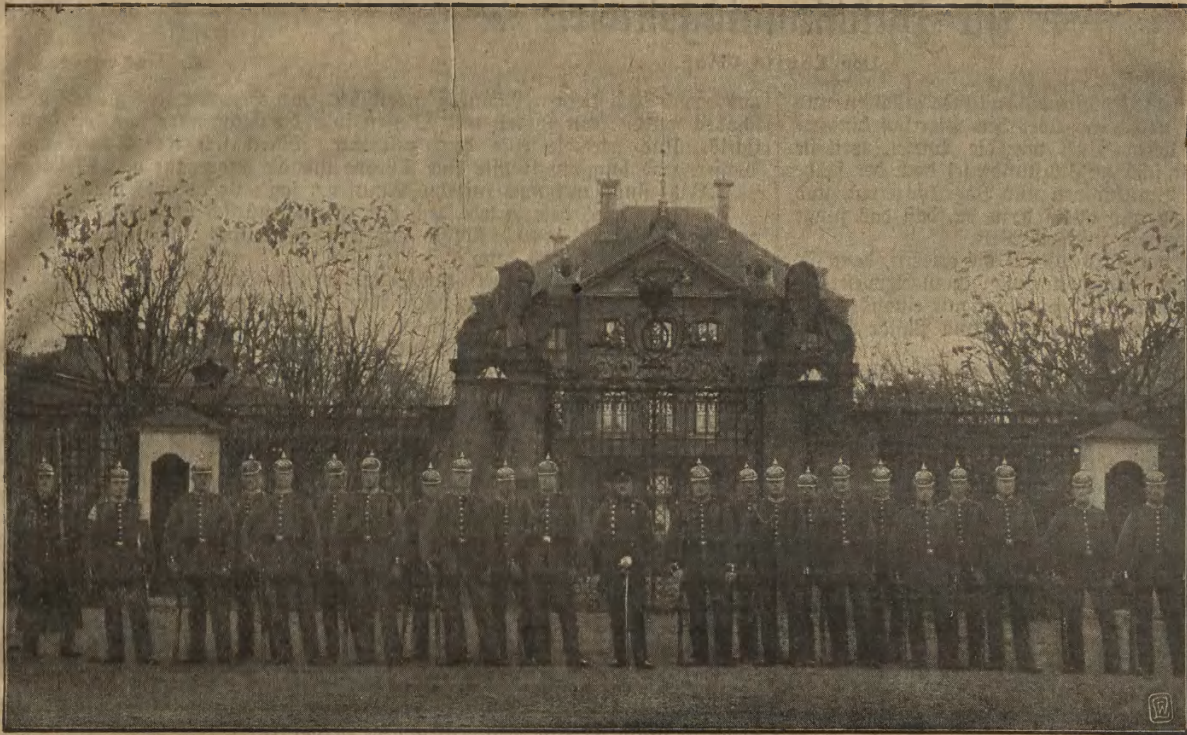
„Wenn Sie es denn wünschen, bleibe ich noch eine Weile.“

Die Tafelrunde wurde neu geschlossen und nach einigen peinlichen Minuten fand man ungefährliche Gesprächschemata, in denen jeder sich gewandt vorwärts zu bewegen suchte. Die Verlobung wurde vorläufig ignoriert, ebenso, daß Heinz den Arm um Wanda legte und ihr eifrig ins Ohr flüsterte.

Dann endlich brach man auf, zum großen Kummer Herberts, der noch einen guten Rest in der Bowle vermutet und noch immer gehofft hatte, daß bei dem letzten Glas eine hübsche fröhliche Rede auf das Brautpaar gehalten und lebhaft „Hoch“ und „Hurra“ gerufen werden würde. Was war das für eine Verlobung: nur Thränen und Gleichgiltigkeit! Sein eignes Fest wollte er aber anders feiern!

Die Rückfahrt verlief sehr stumm, nur hin und wieder tauschten Wanda und Lucie ein Wort aus. Herbert schlief in seiner Ecke, die beiden jüngeren Söhne erzählten oben auf dem Bock die Neuigkeit und erwogen mit dem alten Knischer die Frage, ob Heinz nach Einhaus, oder Wanda nach Wingen ziehen würde. — „Das wird wohl allens Mama bestimmen, Kinders, aber für mein Teil, mich wärs lieber, er blieb von Hof, unser Herr Inspektor ist ja ganz genug.“

Konrad ritt in einiger Entfernung vor dem Wagen auf und dann und wann konnten die Knaben den dunklen Schatten, der sich gespensterhaft von dem hellen Wege abhob, unterheiden, dann schrieben sie fröhlich auf. Als er auf den Hof einbog, galt des Inspektors Blut zuerst den Fenstern, aber keins war mehr erleuchtet. Ulrike hatte sich schon zur Ruhe begeben — schade, er hätte sie so gern noch einmal gesprochen und ihr Gesicht bei dem Anhören der



Schloss Fürstenried, der Aufenthaltsort des Königs Otto von Bayern.

Neugierigkeit beobachtet — als wenn es ihm hätte etwas verraten können, er vergaß ja, daß sie nichts wußte von dem, was einst zwischen ihm und Wanda gewesen, daß sie niemals etwas davon ahnen sollte.

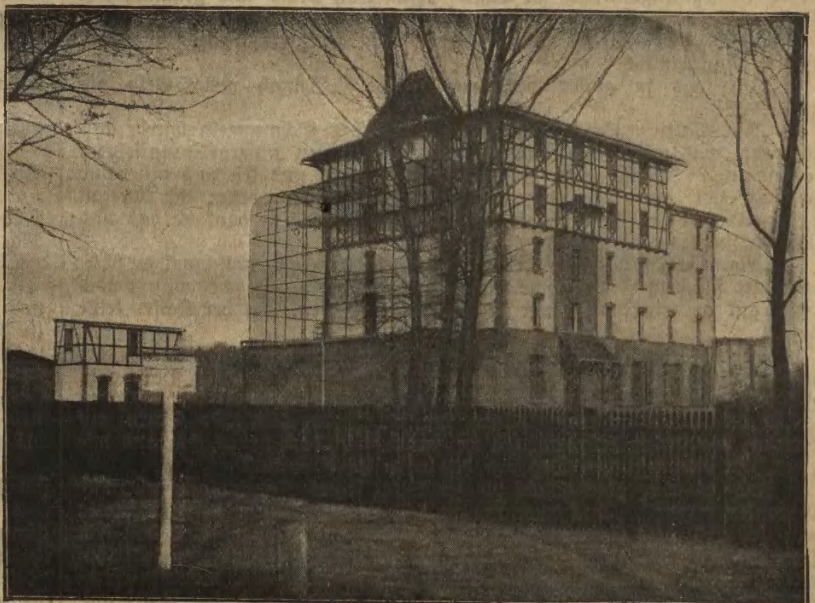
Ob sie seiner während des einsamen Tages gedacht hatte? Nur diese Frage beschäftigte ihn noch, ehe er sich müde in die Stiffen warf.

„Heute ist es so schön, wie ich es mir auf dem Lande vorgestellt habe,“ hatte Max gesagt und seinen Kopf an Ulrike's Knie gelehnt. Sie saß auf einer Bank unter den zartbelaubten Zweigen einer Buche, die ihre Aeste sächerartig, nach allen Seiten ungehindert entwickelt hatte. Auf dem Rasen zu ihren Füßen standen Beilchen und Tauwandschbüchsen und Max band einen kleinen Kranz für das Bild seiner Mutter. Eine Weile war er in seine Arbeit vertieft, dann sah er zu Ulrike empor und münzte: „Verändert bist Du sehr, schon ein paar Tage. Du hörst nie genau hin, wenn ich Dir etwas erzähle, Du bist zerstreut wie ein alter Professor aus den „Fliegenden Blättern“.“

Ulrike lachte und bemühte sich, ihn wieder zufrieden zu stellen, aber während des G. plauders des Knabens flogen ihre Gedanken weit ab und immer wieder dachte sie daselbe: „ob er mich heute vermissen wird?“

„Ich weiß auch etwas, was Du nicht weißt,“ sagte Max wichtig, „es ist ein Geheimnis zwischen Frau von Einhaus und

mir, kannst Du schweigen? Ja? Du mußt mir aber versprechen, daß Du ganz überrascht sein willst, wenn sie es Dir mitteilt! Also: gleich am zweiten Tage fragte sie mich, ob ich gern hier sei, ich sagte natürlich „Ja“ — wir waren auch noch allein ohne die Jungen, aber die fahren ja auch bald wieder fort, sie sind übrigens ganz nett, lange nicht so ekelig, wie ich dachte — und da sagte Frau von Einhaus, sie würde an Vater schreiben, ob wir nicht noch lange hier bleiben könnten, noch wenigstens vier Wochen. Ach Ulrike, es wäre herrlich, nicht wahr? Ihr solltet damit überrascht werden, aber noch ist keine Antwort gekommen. Ich fürchte auch, daß Vater „nein“ sagt, weißt Du, der Schule wegen. Und dann Mutter! Aber sie soll uns einmal besuchen, sagte Frau von Einhaus. Weißt Du,



Das neue Militär-Brieftaubenhaus in Spandau.



Infanterie der Republik Chile.

es ist ja eigentlich sehr großmütig, denn sie kennt uns ja gar nicht, aber ich habe gedacht, wenn ich erst Arzt bin, werde ich sie einmal umsonst operieren.“

„Thui! Du das wirklich!“ fragte Ulrike in halber Zornreue, dann lachte sie selbst über ihre ernsthafteste Frage, hob das Kindergesicht empor und küßte es auf die weichen, blauen Wangen.

Max erzählte, sie war selten zärtlich mit ihm und das war das einzige, was er hier entbehrte. — — —

„Kommt, Kinder! Dötchen, Anny, Julia, kommt und gebt Carem alten Papa einen Kuß,“ sagte der Baron Howe, als die Todewitz endlich auf ihrer kleinen card davon gerollt waren. „Nun wolln wir noch ein Glas Bowle trinken. Kinder, wie bin ich glücklich, daß Ihr mir nicht diesen Schlingel ins Haus gebracht habt! Was soll man schließlich machen, wenn einem so das Recht über dem Kopf fortgenommen wird, wie der armen Einhaus! Und die wird sie nun nicht los, die sitzen fest wie die Kleiten! Das einzige, was ihnen fehlt, ist ja nach ihrer Meinung die Stellung, die will sich der fromme Heinz nun als gehorsamer Schwiegerjohn untrer alten Freundin wieder besorgen, jawohl! — Durch eine standesgemäße Heirat ist aber doch noch lange nicht alles weitgemacht.“

[Fortsetzung folgt.]

Die Palmsonntagsstiefel.

Von Louise Glas.

(Nachdruck verboten.)

Pastor Braun hatte seine letzte Konfirmandenstunde gehalten und sah dem jungen Volke nach, das über den Pfarrhof hinausdrängte. Die Einen liefen flink, wie die Wiesel, weil sie meinten, schöner als die schönste Lehrstunde sei doch der frühe Frühling, draußen mit Blattknospen und Vogelkonzerten, und dieser Frühling sei einzig und allein dazu da, daß das junge Volk draußen herum laufe in der bunten lustigen Welt.

Zwei Knaben kamen langsamer vorwärts als alle andern, denn sie blieben immer wieder einmal stehen, festgehalten von ihren eigenen Gedanken und Worten. Sie redeten eifrig und ernsthaft mit einander von der Wichtigkeit des Festtags, dem sie entgegengingen, und Pastor Braun sah ihnen wohlgefällig nach.

Die Knaben meinten beide, ihnen fehle es an gar nichts, obwohl des einen Eltern reich waren und die des andern nur gerade knapp ihr Auskommen hatten.

„Geht nich morgen mit nach der Stadt?“ fragte Bastian. „Ich kauf mir Einsegnungstiefeln.“ Vater hat fünfzehn Mark dazu spendiert.“

„Hui! ist das äppgl! für acht Mark giebt's auch schon welche.“

Aber Bastian setzte dem Friede aus, in dem, daß man zur Einsegnung unbedingt ein Paar neue Stiefeln von bester Art anziehen müsse, und daß es nur für fünfzehn Mark welche mit roten Strippen gäbe.

Nachdenklich kam Friede nach Hause und ließ das Schwitzen während des ganzen Abendbrotes; die Konfirmationstiefeln gingen ihm im Kopfe herum.

„Na, Junge?“ fragte der Vater endlich kopfschüttelnd, „was ist Dir denn übers Herz gelaufen? Schüttst doch sonst den ganzen Saft voll Erlebnisse aus, wenn Du beim kommst?“

„Ich bedenk mich bloß Vater,“ antwortete Friede, der sich von selber gewiß nicht mit den Schuhen heraustrauen würde.

„Nu? was bedenkt Du denn, was so Schwieriges, Du Gescheide?“

„Also ermutigt brachte Friede die große Neuigkeit von Bastians kostbaren Einsegnungstiefeln zu Tage. „Fünfzehn Mark sind grausam viel Geld, nicht wahr, Vater?“

Die Mutter rief ach und weh über solche Verschwendung, der Vater schmunzelte heimlich.

„Ich sag's ja auch,“ versicherte Friede. „Beinahe mehr Geld als es giebt.“

„Ach, Mutter,“ sagte da der Vater, und das Schmunzeln wurde auffälliger; „was meinst Du, wie wär das denn nu mit unserm Jung seinem Schuhzeug? Wenn einer nu doch so recht blank und fest und ordentlich beschuht vor den Altar treten soll, als ob er s'ggen wollte: ich bin gut gestiefelt für die Wanderschaft auf der Erde, und Dir dank ich das und Deinem heiligen Wort!“

„Mann, ich weiß nich; Deine Redensarten sin mir manchmal zu hoch, und hier sin dem Friede seine Sonntagsschuhe, die scheinen mir noch recht gut zu sein; wenn wir sie sehr schön wüßsen, hat der Kaiser keine bessern.“

Friedes Herz klopfte; die Mutter hatte beinahe recht, obgleich der Kaiser gewiß keinen Fleck auf der Sohle hatte. Wenn aber Bastian in Fünfzehnmark-Schuhzeug zum Altar ging und auch noch rote Strippen unter die Hosen schieben konnte, die bei jedem feierlichen Schritt ein bißchen vorblincken würden, sah er dann nicht doch neben ihm aus wie einer, der dem festlichen Tag nur die halbe Ehre anthat?

Und es war gerade, als ob der Vater seines Jüngens allergeheimste Gedanken erriete. „Guck mal, Mutter,“ sagte er, „beinahe hast Du recht; nur seh ich's dem Jungen durch Jacke und Hemd hindurch an, daß sein Herz an den Stiefeln hängt, und er hat uns, Gott behüt's und helf ihm weiter, allzeit Freude gemacht — da wollen wir ihm auch mal ne Extrafreude machen zu dem wichtigen Tag.“ — Dabei stand der Vater auf, ging zum Spind, klappete das alte, gemaserte Deckblatt auf, wickelte ein fadenscheiniges, seidnes Tuch auseinander, nahm etwas heraus, blinkte das rechte Auge zu und trat bedächtig wieder an den Tisch.

„Hier sind fünfzehn Mark, Du kannst morgen mit dem Bastian zusammen auf den Stiefelkauf gehn.“

Dem Friede brauste die Freude in den Ohren, als donnre ein Mühlenwehr durch die Unterstufe, er hörte gar nicht recht, daß die Mutter kopfschüttelnd sagte: „Ich begreif Dich nicht, Vater, das schwere Geld! Da wär's noch besser den Armen gegeben.“

„Ja, ja, Mutter,“ antwortete der Vater und klopfte der Frau auf die Schulter. „Wohlthun ist ne schöne Sache, aber einem eine Freude machen, so ne recht große, himmelhohe Freude, das ist manchmal akkurat so notwendig wie wohlthun. Wie'n warmer Regen auf junge Saat, mein ich Alte.“

Am andern Tag wanderten Friede und Bastian in die Stadt.

Die Landstraße war belebt: Karrenleute, Bauern mit Körben, Boten, die Palmsonntagsbesorgungen machten, alles hatte schon halbe Feiertagsgestichter und doppelte Werktagsbeine.

„Bloß noch den Osterhas müßte man laufen sehn,“ sagte Bastian, „nacher wär's echt! Alles ist fidel.“

Plötzlich deutete Friede auf eine Frau, die am Wege saß und gar nicht vergnügt aussah. — Es war eine alte Frau, grau die Haare, trübe die Augen, Roß und Jacke so verwachsen, daß ihnen niemand mehr ansehen konnte, was sie ehemals für eine Farbe gehabt hatten, und der Korb, den sie zur Seite steh'n hatte, war so vielfältig geflickt, daß vielleicht nicht eine der ersten Weiden mehr an ihm war.

Die Frau saß auf den Stufen eines Gartenpödtchens, das in eine große Gärtnerei der Vorstadt hineinführte, und sah unverwandt gerade

aus, nach dem kleinen Bahnhof gegenüber, wo eben ein Zug zurecht geschoben wurde: mit Puffen und Pfeifen fuhr die Lokomotive von Gleis zu Gleis. Und wie die Alte dem zuschaute, füllten sich ihre Augen mit Wasser, und langsam tropfte eine Thräne um die andre auf das Kleid.

„Jetzt sind's nur noch fünfzehn Minuten,“ sagte sie vor sich hin.

Da wurde es dem Friede doch gar zu ungemütlich ums Herz, er trat an die Weinende heran, klopfte auf den Henkelkorb und sagte: „Ja, warum weint die Frau denn?“

Die Alte sah verwundert zur Seite, weil sich eins um sie kümmerte. „Ei, Du — ei. Hab ich geweint? Ach, mein Jungchen, ja, doch wohl, die Augen sind naß. Ei, Du, ei — es is eben schlimm. Ach ja, gar zu schlimm.“ — Da tropften die Thränen nicht mehr, da liefen sie in glattem Strom die welfen Backen hinunter.

„Was denn?“ drängte Friede. „Is der Korb zu schwer? Soll ich ihn eh tragen? Kann ich nich helfen?“

„Ei, Du, ei ja, mei Jungchen, helfen kannst Du mir nich, aber sagen kann ich Dir's schon. Guck: was mei Tochter is, die is gestürzt mit Arm- und Beinbruch, und hat sieben Kinder, un wie sie's mir schreiben, da will ich so recht schnell hin zum Helfen un saß Geld ein un Sache, un komm an Bahnhof vier Stunden weit her, mei Jungchen; un wie ich's Bulliett kaufen will, da fehlen mer ihrer zehn Mark — Un nu muß ich erst wieder nach Hause un sehn, ob ich die zehn Mark krieger, un muß wieder her — zweimal vier Stunden, un wird's nu kaum morgen, daß ich hinkomme, wo se mich doch so blutnotigen brauchen. Wie ich bis hier rüber kam, da konnten de Beine schon nich mehr weiter, un i' setze mich, un nu machen se da drüben mein Zug zurecht, un ich könnte noch mit, aber wer weiß, ob mir eh einer das viele Geld borgt.“

„Freilich,“ sagte Bastian wichtig, „wer hat denn immer zehn Mark gleich so übrig da zum verschenken oder verborgen.“

Da fuhr's dem Friede wie Feuer durch die Glieder, er riß Bastian zur Seite und flüsterte ihm ins Ohr: „Wir doch! Wir zwei haben ja Geld! — Wir kaufen uns Stiefeln für zehn Mark und haben jeder fünf übrig für die Frau.“

„Nein, Friede,“ antwortete Bastian gedehnt, „das geht doch nicht? gar nicht! Das Geld haben wir für Schuhzeug bekommen und nicht für irgend was, und deshalb —“

„Komm, Bastian,“ bettelte er, „wir dürfen schon! Ich muß' sonst allein thun.“

„Zanken wird Dein Vater,“ rief Bastian heftig. „Stiefeln sollst Du Dir kaufen!“

Da pffte es drüben schrill auf, und die Frau seufzte zum Herzbrechen. Ohne weiteres Besinnen fuhr Friede in die Hosentasche, knüpfte zehn Mark aus dem Sack und reichte sie ihr hin.

„Da! aber schnell eh es zu spät wird! — den Korb trag ich schon.“

Weg lief er mit dem Korbe, dem Bahnhof zu, und die Alte, die noch lange nicht begriffen hatte, was eigentlich los war, trottete, das Geld in der Hand, hinter dem Korbe drein: ihrem Korbe mußte sie schon nach.

Beinahe mußte sie nicht mehr, wohin sie wollte. Aber am Schalter wußten sie's noch, und die Schaffner wußten es auch. Sie kriegte ihren Fahrschein, sie wurde in den Wagen gehoben. Friede stellte den Korb neben sie hin, schwenkte die Mütze und rief: „Glückliche Reise!“ gerade als die Lokomotive anzog.

Da stand nun der Friede, der Zug war fort, das Geld war fort, und im Ohr lag ihm Bastians Mahnung: Zanken wird Dein Vater!

Da wars denn ein heller Trost, wie ihm der Mutter Rede vom Wohlthun einfiel, die er gestern in seiner großen Stiefelfreude nur halb gehört hatte. Sie würde nicht zank'n! — Wenn er die alten sonntagschen Stiefeln recht schön wüßte, waren sie dem lieben Gott schon auch feierlich genug. Den Fleck auf der Sohle rechte man ja nicht himmelauf. Nein — sie zankten gewiß nicht! Aber nun schnell nach Hause, damit er die Beichte vom Herzen bekam — Bastian hatte sich so inzwischen zum Schuster getrollt.

Wie Friede so in großen Sprüngen die Landstraße entlang setzt, sah ihm einer nach, von dem ers am wenigsten gedacht hätte: das war Pastor Braun. Er stand im offenen Pödtchen, oben über den Stufen, auf denen der alten Frau das Glück gekommen war, da hatte er schon vorhin gestanden, nur hinter der Thür, die Rocktaschen voll Samen, wie man ihn sich zu Frühlingzeiten vom Gärtner holt. Da hatte er mit einem Male seinen Schülern ins Herz gesehen. Freundlich blickte er auf den springenden Friede, den die Füße im Hopschritt heintrugen, aber er rief ihn nicht an, und er ging auch nicht fürbaß, sondern wartete auf den Bastian.

Eine halbe Stunde später kam der, seine neuen Stiefel schlentern, vorüber. Allzu veranügt war er nicht, pffte unwirsch vor sich hin, und hielt nach Friede Umschau, dem dummen Friede, der ihm beinahe die ganze Stiefelfreude verdorben hatte. — Aber er freute sich doch! nun gerade! Seine Stiefeln würden die schönsten sein, er that dem lieben Gott die Ehre an, und seinem Vater dazu, der der reichste Mann im Dorfe war.

Den Bastian rief Pastor Braun an und gesellte sich zu ihm zum Heimweg. Als sie im Dorf von einander Abschied nahmen, hatte Bastian heiße Backen, und seine Stiefeln freuten ihn gar nicht mehr, trotz der roten Strippen.

Am anderen Tage wurde Friede auf den Spruch konfirmiert: Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb, was ihn verlegen machte. Und Bastian auf den anderen: Nicht, daß ich es schon ergriffen hätte, ich trachte ihm aber nach!

Die Orgel brauste dazu, und die Herzen waren voller Feiertagsstimmung; ehrliche Vorsätze und tapfere Lebenspläne. Sie haben beide die Stiefeln mit den roten Strippen nicht wieder vergessen.



Reitergefecht. Nach dem Gemälde von Jof. v. Brandt.

(Copyright 1899 by Franz Hanfstaengl, Munich.)

Der rätselhafte Herr.

[Fortsetzung.]

Komischer Roman von Heinrich Lee.

[Nachdruck verboten.]

Der Ludwigsbavillon war, als Hannefried ihn erreichte, noch leer.

Ringsum standen dicke Bäume.

Es war ein gutgewählter Ort.

Hannefried zündete sich eine Zigarette an. Eine Zigarette gab — wenn Fräulein Vierkes kam — einem Manne erstens etwas Vorteilhaftes und zweitens machte ein Mann, der eine Zigarette rauchte, keinen ängstlichen oder sentimentalischen Eindruck. Er beherrschte sozusagen damit die Situation.

Trotzdem fühlte Hannefried, wie ihm das Herz klopfte.

Er sah auf die Uhr. Es war grade vier.

Auf dem Holzgeländer, das um den Pavillon ringsum lief, waren eine Fülle von Namen und Buchstaben mit dem Messer eingekratzt oder auch mit vergänglichem Bleistift aufgezeichnet.

Eigentlich mußte ihn die Vierkes für verrückt halten. Wenn er auf dem Zettel wenigstens bloß den Passus mit der Liebe vermieden hätte.

Ein Geräusch bewirkte, daß Hannefried sich umsah.

Unter einem ungeheuren Regenschirm nahte langsam, in einen Mantel gehüllt, eine weibliche Gestalt.

Immer langsamer näherte sie sich.

Endlich an den Treppenstufen hielt sie an.

Das Regendach senkte sich.

Ein blaßes Gesicht wurde sichtbar. Es war Fräulein Vierkes.

Hannefried warf seine Zigarette fort.

Er zog seinen Hut.

„Es ist so schlechtes Wetter,“ sagte er endlich stockend zum Willkommen.

„Ja,“ erwiderte Fräulein Vierkes leise, ohne ihren Blick zu Hannefried zu erheben.

„Möchten Sie sich nicht setzen?“ fuhr Hannefried fort.

„Ach nein,“ sagte das junge Mädchen fast unhörbar.

Es muß an dieser Stelle eingeschaltet werden, welche Unterhaltung Fräulein Vierkes vor wenigen Tagen mit Doktor Pulvermann gehabt hatte.

Fräulein Vierkes litt an Bleichsucht. Schon seit drei Wochen gebrauchte sie die Kur, ohne daß dieselbe Früchte tragen wollte.

„Sie müssen heiraten,“ sagte Pulvermann ernst.

„Heiraten?“ erwiderte Fräulein Vierkes betroffen.

„Sobald wie möglich. Das ist das einzige Mittel, wenn der Brunnen nichts hilft. Wie alt sind Sie?“

„Zweiundzwanzig.“

„Dann ist es für Sie die höchste Zeit. Sie sind doch Waise. Da ist es für Sie doch überhaupt am besten, unter die Haube zu kommen.“

Doktor Pulvermann war nicht nur der Arzt, sondern auch der Vertraute seiner Patienten.

„Das hängt doch aber nicht von mir allein ab,“ warf Fräulein Vierkes zaghaft ein.

„Ich kann Ihnen nur raten: Greifen Sie zu! Sobald wie möglich!“

Auf die letzten drei Worte legte Pulvermann den Nachdruck.

Seit dieser Ordination war Fräulein Vierkes, war Emma von einer heimlichen, aber beständigen Melancholie erfüllt. Sekundaner Fritsch, ihr Pensionsgenosse und treuer Begleiter, dessen erste stille Liebe sie war, merkte es wohl, aber er wagte nicht, zu fragen und Emma hielt ihn nicht für die geeignete Person, ihn zum Vertrauten ihres Kummers zu machen. Die schöne Natur um sie her erschien ihr anders, trüber als bisher. Vielleicht sah sie den Frühling, den Sommer zum allerletztenmal. — Andere Mädchen heiraten aus Liebe — sie sollte aus Gesundheitsrücksichten heiraten. Wo fände sie den Mann, den ihr Doktor Pulvermann verordnete? Eine Heiratsannonce in die Zeitung setzen, gradezu sich anbieten — das widerspreche durchaus ihrem Gefühl.

Unter solchen Umständen war Hannefrieds Zettel in ihre Hände gelangt.

Sie hatte in der Nacht mit sich gekämpft.

Endlich war sie zu dem Gange entschlossen.

Sekundaner Fritsch, der nicht von ihrer Seite ging, hätte sie wieder begleitet. Deshalb hatte sie sich heimlich aus dem Hause gestohlen, wie zu einem Verbrechergang.

Die Schriftsteller lieben es, die Werbeszenen, die sie zu schildern haben, mit allerlei Romantik zu verbrämen und sie stattden weiblichen Charakter mit Sentimentalität aus, während zum Beispiel ein Ehemann doch weiß, daß das Gefühl fürs Praktische in einer Frau alle jene anderen Gefühle gänzlich an die Wand drückt.

„Was ist denn Ihr Beruf, wenn ich fragen darf?“ setzte Emma schüchtern die Unterhaltung fort.

„Buchhändler,“ antwortete Hannefried, von dieser plötzlichen Frage etwas vor den Kopf geschlagen.

„Haben Sie ein gutes Einkommen?“ flüsterte Emma weiter.

„Ich will mich selbstständig machen,“ erwiderte Hannefried.

Emma sagte nichts weiter.

Ihre Blicke hingen am Boden, an der Spitze ihres enormen Regenschirmes, um die ein kleiner Binnensee sich bildete.

Hannefried sah nur noch ihr weißes Näschen, das unter dem Capuchon, in das ihr Kopf eingehüllt war, hervorsah.

Es sah sehr verlockend aus.

„Fräulein Emma,“ sagte Hannefried leise und zärtlich.

Er machte eine Armbewegung um ihre Taille und beugte sich zu ihr herab. Emma wehrte sich.

Hannefried hatte seinen feinen Hut auf, einen schönen, schwarzen steifen Filzhut von modernster Façon, dessen besonderes Kennzeichen eine ausnehmend breite Krempe war.

Hartnäckig stieß diese Krempe gegen Emmas Stirn und es wollte ihm nicht gelingen, seine Lippen an diejenige Emmas zu bringen. Endlich rutschte der Hut von Hannefrieds Kopf und obwohl er noch so gut wie neu war, zu seinem Mißgeschick gerade in den See, aus dem Emmas Regenschirm wie die bekannte Riesenstatue der Freiheit von der Stadt New York emporrage.

„Ihr Hut!“ flüsternte sie.

„Das schadet ja nichts!“ rief Hannefried leise und feurig.

Jetzt gelang ihm der Kuß.

Eine Viertelstunde darauf verließ das Paar, gemeinschaftlich von Emmas Regenschirm bedeckt, den Pavillon.

Hannefried hatte sich klar ausgesprochen.

Er hatte aus der Unterhaltung ferner die Gewißheit gewonnen, daß Emma sich in der That in dem Besitze eines kleinen Kapitals befand, mit dem sich eine Sortimentsbuchhandlung gründen ließ, nur hatte Emma schließlich erklärt, daß sie, um sich unwiderruflich zu binden, ihn noch erst näher kennen lernen müsse.

„Ich kann Referenzen über mich ausgeben, wenn Sie das wünschen,“ hatte Hannefried darauf geantwortet.

„Jetzt dürfen Sie mich nicht weiter begleiten,“ sagte Emma freundlich, als sie um die nächste Buschhecke bog, „sonst werden wir gesehen.“

Emma versprach, wegen eines neuen Stelldeckens an Hannefried noch schreiben zu wollen und Hannefried verabschiedete sich.

Angenehm erregt machte er sich auf den Heimweg. Wenn Gretchen sich eines anderen besonnen hatte, gut. War ihr Stroh lieber als er — gut! Er gönnte ihn ihr gewiß von ganzem Herzen. Nicht nur, daß Emma die selbständige Herrin ihres Erbteils war, auch ihr Aeußeres war distinguiert. Merkwürdig immerhin blieb es, daß ihr der Zettel zu keiner weiteren Erörterung Veranlassung gegeben hatte. Sie nahm wirklich an, ein Mensch wie er, verriebe sich in ein Mädchen wie sie auf den ersten Blick und könne ihr das auf keine geschmackvollere Art zu verstehen geben, als durch einen Zettel, den er ihr ins Portemonnaie bugsierte. Es war wirklich immerhin komisch.

Am Baldabhanke kam der Postrat entlang.

Er schritt eifrig fürbaß und war weit und breit der einzige Mensch, der zu erblicken war.

Um alle Sehenswürdigkeiten in der Umgegend von Liebenau zu absolvieren, mußte er auch die Regentage benützen. Andere Leute, die in die Sommerfrische reisen, leben dort frivolermaßen nur ihrem Vergnügen, der Postrat lebte seiner Erholung, das war ein Unterschied.kehrte der Postrat dann nach München zurück, so hatte er seinen Urlaub nicht unnütz verbrocht und er konnte wieder mit frischen Kräften elf Monate lang an seinem Pult sich niederlassen.

Ohne Hannefried zu bemerken, schritt der Postrat emsig weiter und verschwand. Mit Befriedigung sah Hannefried ihm nach. Wie ein verlassener Junggeselle, dem keine Frauenliebe zu teil geworden war, einsam und ohne daß sich ein Wesen um ihn kümmerte, schritt dieser Mann dahin, ein warnendes Exempel. Das bestimmte Etwas, womit man ein weibliches Herz sich erobert, fehlte ihm eben. Es war bereits das zweite Herz, das er — Hannefried — im Laufe dieser wenigen Tage gewonnen hatte. Man mußte eben dazu Frauenkenner sein. Man mußte verstehen, seine Klünne auch spielen zu lassen. Man mußte von Casanova etwas an sich haben.

Hannefried kam an der Sonne vorbei.

Im Garten waren die Tische und Stühle umgekippt.

Eintönig taumelte der Regen durch das dicke Laubdach. Zieseniß, der sonst in der Thüre stand und auf die Vorübergehenden Obacht gab, fehlte heute.

Hannefried erinnerte sich, daß in diesem Hotel eine gewisse junge Dame wohnte, die, als er ihr zum ersten Male begegnete, hastig vor ihm erbötet war, vor der er sich aber auch — fortzukommen ließ sich das nicht — etwas lächerlich gemacht hatte. Die wirkliche Besitzerin des Hörrohrs war ihm durch Zieseniß inzwischen bekannt geworden.

Es peinigte ihn, wie er jetzt an diese Szene dachte. Meistwürdig, er empfand jetzt, nach dem, was vorgegangen war, diese Szene noch viel peinlicher als gestern abend. — Lächerlich — lächerlich sollte er keinem Weibe erscheinen. Das war eine Scharte, die auszuweihen werden mußte. Bei dem Regenwetter war Fräulein Moestel jedenfalls im Hotel.

Jannfried lenkte seine Schritte in die offene Gartenthüre und trat in Zieseniens Haus. Was er in diesem Hause beabsichtigte, war ihm zwar nicht klar, aber „etwas“ sollte geschehen. Das war bestimmt! —

Um dieselbe Zeit begab sich auch ein anderer Spaziergänger, nämlich Jannemann, der Unenträtselte, unter ein wirtliches, vor dem Regen schirmendes Dach.

Er trat in das Postgebäude ein. Er holte sich seine Briefe selbst. „Jannemann“, sagte er am Schalter.

Der Beamte blätterte in einem Stoß von Briefen, die er aus dem Fach nahm und reichte Jannemann einen.

Jannemann begab sich mit seiner Beute in eine nahe gelegene Konditorei, brach sich dort zwischen den versammelten Damen, welche meistens ein Stück Torten mit Schlagahne aßen, Bahn und zog sich in das leere Rauchzimmer zurück.

Er bestellte eine Tasse Kaffee für sich, öffnete den Brief und las. Wüßbegierige Leser und Leserrinnen mögen Jannemann über die Schulter sehen.

Das Schreiben lautete:

„Mein lieber Max!

Hoffentlich trifft Dich dieser Brief bei einer besseren Stimmung, als wie sie mir aus Deinen letzten Zeilen entgegenweht, die mir wieder einmal etwas melancholisch schienen.

Ein Mensch wie Du, gesund, unabhängig, und dessen einziges Handwerkzeug die Couponschere ist, sollte doch wahrhaftig seinem Schöpfer dankbar sein. Nicht alles zugleich gönnen die Götter, wie der alte Dichter singt, den Sterblichen und ich meine, das kleine Mädchen, das sie auch Dir, um keine Ausnahme zu machen, aufgeladen haben, ließe sich schon ertragen. Dein einziges wahres Unglück ist: Du bist zu reich! Reichtum verdirbt den Humor, und weil Du sonst um nichts zu sorgen hast, so machst Du Dir aus der kleinen Sorge eine große. Denk an mein Geschick! Ich bin ein deutscher Dichter, und wer hat je eine Klage von mir gehört!

Ich sprach mit Doktor Ramberg und habe ihm Deinen Brief gezeigt.

Entschuldige, wenn uns Deine Erlebnisse, wie Du sie schilderst, obwohl sie Dir so tragisch erscheinen, in eine gelinde Heiterkeit versetzten — namentlich, was den Vorgang im Barbierladen betrifft. Daß der Barbier gedacht haben soll, Du wolltest ihm mit Deinem „Lalala“ die Tonleiter vorsingen, scheint mir beinahe begreiflich. Wenn Dir die Aussprache eines Wortes mit diesem Anfangskonsonanten eine besondere Schwierigkeit bereitet, so drück Dich doch eben anders aus. Das nächstemal, wenn Du Dir die Haare schneiden läßt und dem Barbier begreiflich machen willst, daß sie nun kurz genug seien, sage also nicht — oder vielmehr, beabsichtige nicht, zu sagen: „Lassen sie sie, bitte, so“, sondern sage etwa: „Genug so!“ oder „Gut so!“ Mit dem „G“, so viel weiß ich, kommst Du doch ganz gut aus? Du nennst Dich doch auch aus demselben Grunde auf Reisen Jannemann und nicht mit Deinem ehrlichen Elternnamen Jannemann — einfach deshalb, weil Dich das J weniger geniert als das P, und ich begreife ja, wie annehmlich es sein muß, wenn man notgedrungen fremden Leuten einmal seinen Namen nennen soll und man erweckt in ihnen den Glauben, man heiße „Pannemann“.

Doktor Ramberg meint, Du sollst die Heilmethode, wie sie Dir der Spezialarzt in Frankfurt vorgezeichnet hat, nur gewissenhaft weiter betreiben, auch wenn Du vorläufig keine Erfolge verspürst. Die Sprachübungen in der Dir angeordneten Form scheinen ihm

sehr zweckmäßig zu sein, wenn wir uns auch wohl denken können, welchen Eindruck diese Silben auf den Lauscher an der Wand oder vielmehr an der Thüre hervorgebracht haben mögen, und es scheint immerhin für die Humanität der Liebenauer Behörde zu sprechen, wenn man Dich nach dem, was Dir alles schon dort zugefloßen ist, noch in Deiner Freiheit unter den Kurgästen herumgehen läßt.

Im übrigen bleibt Doktor Ramberg, wie er Dich persönlich und schon von Kindheit auf kennt, bei seiner alten Ansicht, Du weißt, nach seiner Theorie ist jedes Sprach- und Stotterleiden weniger von physischer als von psychischer Beschaffenheit, und er behauptet, da es Dir ja nicht angeboren ist, so träte das bei Dir noch in besonderem Maße zu. Als Du damals als normaler sechsjähriger Bengel über das Treppengeländer fiellst — Gottlob, ohne, nach dem Sprichwort von dem Unkraut, an Deinen gesunden Gliedmaßen Schaden zu nehmen — so war es die plötzliche seelische Erschütterung, der Schrecken, der die Störung in Deinem Sprech- und Sprachvermögen herbeigeführt hat. Damit stünde es auch im Zusammenhang, daß Du Personen gegenüber, denen Du unbefangener gegenübertrittst, wie Kindern und solchen Mitmenschen, denen auf der sozialen Stufenleiter das willkürliche Schicksal die unteren Sprossen angewiesen hat, weit mehr Herr über Dein Leiden bist als angesichts von anderen Leuten, und ich will Dir nur aus meiner eigenen Erfahrung eröffnen, daß ich, als ich dazumal die Audienz beim Herrn Minister hatte, sogar selber in ein sehr ausgebildetes Stottern verfiel. Doktor Ramberg meint also, wie es ein plötzlicher Schreck war, der den Grund zu Deinem Leiden gelegt hat, so könnte es sehr wohl auch wieder so ein plötzlicher Schreck sein, der Dir die Heilung bringt. Solche Fälle sind schon dagewesen, und die Literatur der Fachmedizin hat sie mannigfach verzeichnet. Ich hatte sogar schon einen diabolischen Plan. Nämlich mein neues Romanmanuskript zusammenzupacken, in Liebenau mit diesem einzutreffen und Dir es ohne Vorbereitung vorzulesen. Doch soll der Mensch, auch in dem Punkt der Heilmethode nichts übertreiben.

Daß Du in Liebenau trotz Deiner überstandenen Erlebnisse, weil Dir der Ort mit seinen schönen Wäldern so gut behagt, verbleiben willst, daran thust Du, wie Doktor Ramberg urteilt, recht, und er sieht sogar darin einen Beweis von Seelenstärke, die sich in Dir Bahn bricht. Er giebt Dir noch einmal und zum letzten Male durch mich den Rat: „Heirate!“ Du wirst mir dieses harte Wort verzeihen. Du sollst Dich aber — so drückt sich Doktor Ramberg aus — an ein Wesen fesseln, das Dir das Zutrauen zu Dir selbst zurückgibt, das Dich der Einsamkeit entzieht und das Dir zeigt, wie schön es auf der lieben Erde ist, wenn sie auch, bloß damit der Mensch nicht übermühtig wird, ihr Quantum Jammer hat. Er hat sogar den nicht ganz feinen Witz gemacht, daß Dir ein bißchen Stammeln dabei nicht schädlich wäre, denn Liebesworte, meint er, die hätten ein altes und verbürgtes Recht darauf, gestammelt zu werden, auch von solchen Leuten, die sonst der Rede und einer guten Suade in vollstem Maße fähig sind.

Apropos!!!

Ich mache drei Ausrufungszeichen hinter dieses Wort.

Was ist denn das für ein Fräulein, das Du so nebenher erwähnt hast? Mir kommt das doch verdächtig vor. Es ist das erste Frauenwesen, dem Du in Deinen Briefen eine solche Ehre anthust.

Zwar beschränkt Du Dich darauf, nur zu bemerken, daß Du nicht der einzige Melancholikus in Deinem neuen Hotel zu sein scheinst und in einer jungen Dame, der Tochter einer etwas bizarren Mama, was die Auffassung des Erdendaßens betrifft, verschiedenen Anzeichen zufolge, eine Geährtin gefunden zu haben glaubst, doch bin ich schon jetzt, weil sich die überraschendsten Romane nicht in den Büchern, sondern im Leben abspielen, auf alle Menschenmöglichkeiten gefaßt. Meinen Segen über Dich. Mit Gruß Dein V. —

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Das geüchteste Geld in Italien ist zur Zeit das silberne Virastück mit der Prägung 1900. Es findet eine wahre Jagd nach diesen Münzen statt. Diese Stücke wurden kurz vor der Ermordung des Königs Humbert im Umlauf gesetzt und weisen angeblich das letzte Bildnis des armen Königs auf. Es hat sich nun das Gerücht verbreitet, daß die Königin Witwe Margherita alle diese Virastücke um jeden Preis in ihren Besitz zu bringen wünsche, und dieses Gerücht hat eine erstaunliche Preissteigerung der Vira von 1900 im Gefolge gehabt. Man bezahlt ein solches Virastück gegenwärtig bis zum Zehnfachen seines Geldwertes.

Von Miss Agnes Kehler, die vor einiger Zeit Aufsehen erregte, als sie in der Tracht einer freiwilligen Krankenwärterin einem zu Ehren des Königs von England veranstalteten Festmahle beimohnte, wird folgendes Geschichtchen erzählt. Es war zu der Zeit, als Eduard VII. noch Prinz von Wales war. Ein Zufall wollte es, daß Miss Kehler ihm ganz plötzlich vorgestellt wurde, zu ihrem großen Verdruß, denn sie hatte keine Zeit gehabt, sich über die bei Hofe herrschenden Sitten und Bräuche zu informieren. Sie fragte sich ängstlich, auf wieviel Minuten die Etiquette die Dauer einer derartigen Unterhaltung festsetze, und bat schließlich den Prinzen selbst, ihr mitzuteilen, wann es für sie Zeit wäre, sich zurückzuziehen. „Nein, das geht nicht“, erwiderte der Prinz. „Sie selbst müssen

mir sagen, wenn Sie genug davon haben.“ Und die Unterhaltung begann von neuem. „Ah! Sie sind in A. geboren? Und wie lange haben Sie dort gelebt?“ — „Mein ganzes Leben lang!“ Der Prinz kam dann noch einmal auf A. zurück, das ihn sehr zu interessieren schien. „Wie lange, sagten Sie doch, haben Sie dort gelebt?“ Fräulein Kehler erkannte mit echter Frauenklugheit sofort, daß der Prinz nur ihr Alter erforschen wollte, und erwiderte mit einer tiefen Verbeugung: „Jetzt habe ich genug, mein Herr!“ Der Prinz lachte herzlich und sprach von etwas Anderem.

Die größten Kaffeetrinker sind, nach einer französischen Statistik, die Nord-Amerikaner. Die Hälfte von allem Kaffee, der auf der Welt produziert wird, endigt in den Vereinigten Staaten und dieser Verbrauch wächst noch von Jahr zu Jahr. Ein richtiger Yankee schlürft im Jahre etwa 5 Kilogramm Kaffee, d. h. täglich etwa 13 Gramm. An zweiter Stelle des Kaffeeverbrauchs stehen die Deutschen, die im Jahre 3 Kilogramm Moccabohnen in flüssiger Gestalt in sich aufnehmen, während die Franzosen nur 2 Kilogramm das Jahr verbrauchen. Diese Statistik hat sicher eine Lücke, da der große Kaffeeverbrauch Amerikas durchaus nicht allein mit dem dort beliebten Getränk des edlen Bohnensafte zusammenhängt. Bekanntlich nämlich ist es eine Gewohnheit amerikanischer Damen, Kaffeebohnen zu kauen, um dadurch den markanten Geruch von ihren zarten Lippen zu bannen, den die allzu häufige recht nahe und intensive Berührung mit gutem Whisky hervorgerufen hat.

✻ **Unsere Bilder.** ✻

Das Schloß Fürstentrieb ist nun schon seit langen Jahren der Aufenthaltsort des unglücklichen Königs Otto II. von Bayern. Der bedauernswerte Fürst, den die Geistesumnachtung bereits zu Lebzeiten seines Bruders, König Ludwig II., ergriffen, erhielt die Krone des schönen Landes, während sein Oheim, Prinz Wittold von Bayern, die Regentschaft übernahm. Das Schloß, dessen Bild wir hier wiedergeben, liegt in der Nähe Münchens und ist ein Gegenstand wehmütigen Bedenkens für jeden Kundigen. Die dem dort lebenden Könige beigegebene Ehrenwache aus einem Leutnant, einem Unteroffizier und 21 Mann bestehend, hat die Aufgabe, Unberufene von dem Schlosse fern zu halten. Auch das Photographieren desselben ist nicht gestattet, uns war es nur auf besondere Empfehlung und nach Einholung der Erlaubnis des königlichen Hofmarschallantes möglich, die Aufnahme zu machen.

Die Wirren in Südamerika sind eigentlich in Permanenz, denn wenn kaum ein Staat sich augenblicklicher Ruhe und einigermaßen friedlicher Zustände erfreut, so sind die Unruhen in dem andern schon wieder in weitem Umfange vorbereitet. Empörungen, Präsidentensürze, Grenzwirrwälder sind drüber an der Tagesordnung. Jetzt liegen sich Chile und Argentinien wegen solcher in den Haaren, doch ist anzunehmen, daß eine militärische Auseinandersetzung vermieden wird. Die chilenische Armee hat mit unserer deutschen Marine in der Uniformierung eine gewisse Ähnlichkeit und auch die Ausbildung der Mannschaften ist der unrigen nachgebildet. Bekteres hat darin seine Ursache, daß zahlreiche Offiziere, die aus irgend welchen Gründen hier den Dienst quittieren mußten, dort als Offiziere eintraten und so finden wir denn viele bekannte deutsche Offiziersfamilien in der dortigen Armee ebenfalls vertreten.

Das neue Militär-Briefstaubenhaus in Spandau liegt in der Nähe der Festung auf freiem Felde und fällt schon durch seine eigentümliche Bauart auf. In dem vierstöckigen Hause befinden sich vier übereinander liegende große Säle, von denen jeder viele hundert Kästchen für die Tauben enthält. Zum Aufenthalt im Freien ist an der Südseite des Gebäudes ein riesiges Drahtgehege angebracht, das vom ersten Stock bis zum Dache reicht. Mit der Anlage ist eine photographische Anstalt verbunden; denn man bedient sich zur Herstellung der zu befördernden Depeschen der Mikrophotographie, welche auf ein feines Kolloidumhäutchen, von der Größe eines silbernen Zwanzigpfennigstückes, etwa den Inhalt eines ganzen Druckbogens unterzubringen erlaubt. Solche Kolloidumhäutchen kann man mehrere zugleich in einem Federkiel unterbringen, der dann an eine Schwanzfeder angenäht wird. So ausgerüstet werden darauf unsere kleinen Waffengenossen freigelassen und sie eilen in gerader Richtung und in kürzester Zeit, selbstverständlich erst nach längeren Übungen, in ihren heimischen Schlag zurück, wo ihnen die wichtigen Botschaften dann abgenommen werden.

✻ **Nachtsch.** ✻

1. **Stataufgabe.**



Mit obigen Karten spielt Mittelhand, durch Hinterhand auf Solo getrieben, Pitt-Solo. Spieler erhält bei dem ungünstigen Sitz der Karten nur einen Stich mit zwei Augen. Wie saßen und fielen die Karten?

3. **Buchstabenrätsel.**

A: a a a a b d e e g h h i l l l n r r r r s t u w w.
B: a e g n o o r s s t t u.

Aus den 24 Buchstaben unter A sind sechs vierlautige Worte von folgender Bedeutung zu bilden: 1. einer der sieben Weisen Griechenlands, 2. ein mit Bäumen bewachsener Bezirk, 3. ein weiblicher Vorname, 4. ein Damm in einem Fluß, 5. ein Nebenfluß des Rheins, 6. ein Erzeugnis aus Glas. — Vor jedes der gefundenen Worte sind darauf zwei von den Buchstaben unter B zu setzen, so daß sechs neue Worte entstehen. Diese Worte bezeichnen in anderer Reihenfolge: 1. ein Land in Europa, 2. ein biblisches Buch, 3. und 4. je einen männlichen Vornamen, 5. ein Drama von Goethe, 6. eine Waffe.

3. **Rätsel.**

Ich bin nicht Fleisch noch Bein, wenn beiden auch entstammt;
Doch bin ich auch kein Geist, obgleich er in mir flammt.
Unwägbar leicht bin ich, doch schwer oft von Gewicht,
Erleuchte hell die Welt, und bin doch nicht das Licht.
Verwunden kann ich tief, bin doch nicht Schwert noch Pfeil;
Bin keine Arznei, mach dennoch Wunden heil.
Ich gelte oftmals viel, oft wenig in der Welt,
Doch ist verächtlich, wer mich nicht Ehren hält.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. **Um Bache.**

Das Bächlein fließt von bannen, Das Bächlein fließt daneber
Läßt grün den Rand zurück, Beständig neu und voll;
Die Freuden, die verrannen, Mir aber kehrt nie wieder,
Doch süß ich noch das Glüd. Was einst im Herzen schwoll.
2. Nimwegen, Uri, Bangkok, Jbria, Erlau, Nagos. Kuba — Suatin.
3. Poltern.

✻ **Lustiges.** ✻

Modern.



Die junge Frau Doktorin (welche häufig durch allerlei kleine Anliegen ihres Mannes in der Lektüre eines spannenden Romans gestört wird): „Was — Du willst ein praktischer Arzt sein und kannst Dir nicht einmal einen Hosenknopf annähen?!“

Der Oberarzt.

„Sagen Sie, Kamerad, wie kommt es nur, daß sich unser Oberarzt so eines tadellosen Rufes erfreut?“

„Ja, wissen Sie, der kennt lediglich drei geübene Mittel in seiner Praxis: Nicotus, Kognat oder geh'n Se zum richtigen Arzt!“

Unverfroren.

A.: „Sei nicht böse, lieber Freund; den schwarzen Anzug, den ich mir von Dir entlehnt, habe ich versehen müssen!“

B.: „En, hm — wo hast Du den Pfandschein?“

A.: „Hier ist er . . . Kannst Du mir nicht fünf Mark drauf leihen?“

Fin de siècle.

Chef (zum Reisenden): „Und auf der ganzen Tour wurden Sie nirgends hinausgeworfen?“

Reisender: „Nein!“
Chef: „Nun, da haben Sie ja für das hohe Gehalt die reine Vergnügungsreise gemacht.“

Berschnappt.

Herr (zum Bekannten): „Mein Diener ist so fürchtam, daß er sich abends nicht allein in den Keller traut!“

Diener (hastig): „Ne, und wenn ich verdursten sollte!“

Streber-Karriere.

(Zukunftsbild.)

„Wie war es nur möglich, daß genannter junger Staatsbeamter eine so rasche, glänzende Karriere gemacht?“

„Nun, der hat eine alte, häßliche, aber einflußreiche Vorgesetzte geheiratet!“

Gerechte Entrüstung.

Mieter (in der Dachwohnung): „Sehen Sie mal, Herr Wirt, wie's hier durchregnet!“

„Na, zum Donnerwetter, haben Sie denn nicht mal einen Regen-schirm?“

Im Eifer.

„Was glauben denn Sie eigentlich? Ich soll Ihnen nachgeben?“

„Ja, ich dachte, daß Sie als der geschicktere . . .“

„Wer, ich der geschicktere!? Da wär' ich schön dumm!“

Merkwürdige Kontrolle.

Gast (in der Kneipe zum andern): „Schreiben Sie sich nicht auf, wie viel Bier Sie trinken?“

„Nein, ich trinke einfach zu jedem Glas Bier einen Kognat; so viel Kognats ich nachher habe, so viel Glas Bier habe ich dann selbstverständlich auch zu zahlen!“